

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 10

Artikel: Der Schatz im Garten
Autor: Riggenbach, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635610>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

trolle über das alte deutsch-holländische Kabel Guam—Yap—Menado (auf Celebes) mit der weiteren Linie Yap—Schanghai. Aber 1921 erfolgte ein amerikanischer Protest und im Vertrag vom 11. Februar 1922 zwischen Japan und der Union kam das Kabel Yap—Menado zu Holland und Yap—Schanghai blieb bei Japan.

Guam ist nicht nur bedeutend als Kabelstation, sondern auch als Marinestützpunkt und Funkstation. Bei der Spannung im fernen Osten wird die Befestigung der Insel in aller Eile mächtig gefördert. Soeben sind zu diesem Zwecke große Kredite bewilligt worden. Dies geschieht unbekümmert um die japanischen Proteste.

Auf der Konferenz zu Washington, 1921—1922, wurde das Verhältnis der Großkampfschiffe zwischen den Vereinigten Staaten, England und Japan auf 5:5:3 festgesetzt. Amerika

wünschte dem unbegrenzten Wettrüsten auszuweichen und war im Interesse des Friedens im Stillen Ozean zu Konzessionen an Japan geneigt. So verpflichteten sich England und die Union in gewissen Gebieten des Pazifik die alten Befestigungen nicht zu verbessern und keine neu anzulegen. Dieses Gebiet betraf für die Vereinigten Staaten die Philippinen und Guam und für England u. a. auch Hongkong. Aber unterdessen hat Japan den Vertrag zu Washington auf Ende 1936 aufgekündigt. Zwar wünschte es, die Bestimmungen (Artikel XIX), welche das Recht Großbritanniens und Amerikas auf Verbesserung ihrer Befestigungen im westlichen Pazifik beschränkt, sollte beibehalten werden, was selbstverständlich die beiden andern Vertragspartner auch ablehnten.

Um der japanischen Gefahr begegnen zu können ist aber ein stark befestigtes Guam für die Amerikaner geradezu unentbehrlich.

J.

Der Schak im Garten

Von Emanuel Riggenschach.

Peter Bünzli setzte wieder einmal einen großen Entschluß seines Lebens in die Tat um. Er kaufte ein Haus. Seine guten Freunde hatten ihm davon abgeraten.

„Peter“, sagten sie, „in diesen Zeiten kauft man kein Haus, man weiß nicht was kommt, die Zukunft ist dunkel und ungewiß.“

Peter Bünzli machten diese Redensarten gar keinen Eindruck, für ihn waren sie im Gegenteil ganz angenehme Musik, denn nun wußte er, daß sein Vorhaben bestimmt Erfolg haben werde. Er befolgte nämlich im Geheimen bei all seinem Tun ein von ihm entdecktes und auch nur für seine Person anwendbares Prinzip, das darin bestand, das zu tun, von dem man ihm dringend abriet. Jahre hindurch hatte ihm diese mystische Erkenntnis Glück und Erfolg gebracht, so daß er keinen Grund sah, davon abzugehen. Er war überzeugt, daß „ungewisse Zeiten“, „dunkle Zukunft“ für ihn keine Geltung hatten.

Mit viel Umständlichkeit hatte er mit Dolly, seiner kleinen Frau, in dem neuen, weißen Häuschen außerhalb der Stadt Einzug gehalten. Die Zeit der vielen Hausarbeiten, die für ihn mit einer Zeit des Schreckens gleichbedeutend war, lag hinter ihm, so daß er es sich wohl leisten konnte, bequem unter dem Fenster liegend seinen Garten zu mustern, der im Stadium des zweiten Schöpfungstages vor ihm lag. Der traurige Anblick störte ihn nicht daran, sich genießerisch auszumalen, wie er einmal auf diesem seinem Grund und Boden zwischen Blumenbeeten lustwandeln werde. Und dann, ja, dann wollte er auch Gemüse pflanzen, das war ja heute besonders wichtig. Aus so viel Land mußte sicher ein großer Nutzen zu ziehen sein. Dreistellig waren die Zahlen von Einsparungen und Gewinn, die in seinem Kopf schon tanzten, allwo sich auch der verhängnisvolle Entschluß zusammenbraute, aus eigener Kraft diesen Garten zu gestalten und zu bebauen.

„Dolly! wo finde ich meine alte Hofe nur?“, schallte seine Stimme durch das Haus, denn vom Entschluß zur Tat war bei ihm immer nur ein kurzer Schritt.

Von der Küche her kam seine Frau angerannt. „Was ist denn los, Peter? Wozu brauchst du die alte Hofe wieder, die du beim Umzug zu Grunde gerichtet hast?“

„Gerade eine zu Grunde gerichtete Hofe brauche ich jetzt“, war Peters Antwort. „Du mußt wissen, kleiner Schak, ich will selbst unsern Garten umgraben und anlegen. Wie ich Bier- und Gemüsegarten kombinieren werde, du wirst staunen!“

Frau Bünzli unterschätzte die Fähigkeiten ihres Mannes ja nicht, aber daß er einen Garten umgraben, ja sogar neu an-

legen wollte, das war denn doch zuviel an Selbstvertrauen, das war Überheblichkeit. Ihr Peter konnte ja ohne Blutvergießen keinen Nagel einhämmern, was bestanden da für Ausichten auf den zukünftigen Garten! Und da Frau Bünzli keine Lust hatte, täglich den Anblick eines Peter'schen Gartens zu genießen, riet sie ihrem Manne ab. Sprach von Schwerarbeit, von argen Folgen der ungewohnten Anstrengungen, erinnerte an seinen Hergenschuß, kurz und gut, sie zog alle Register der Weiberlist, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Peter stutzte, als er sie so reden hörte. Er witterte Morgenluft. Bessere Erfolgsaussichten könnte ja sein Entschluß gar nicht haben.

„Dolly, wenn du mir so ganz und gar abräst, da muß ich aber bestimmt den Garten selber machen, nicht dir zu Trotz und Ärger, nein, nur um mein Glück nicht zu verscherzen. Denn ein geheimes Glück steckt hinter dieser Sache, daran zweifle ich nicht.“

Wohlweislich verschwieg Peter Bünzli seine Lebenstheorie, denn sollte sie ihm weiter nützen, so durfte selbst seine Frau nichts davon erfahren.

„Wie du so etwas voraussagen kannst, Peter“, staunte Frau Bünzli und machte keine weiteren Einwendungen mehr. Sie rechnete damit, daß die Zeit für sie arbeiten werde und Peter von seinem Irrtum überzeuge.

Peter Bünzli schaffte bald darauf im Garten. Man konnte sagen, er schuftete. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, doch er wischte ihn nicht weg, denn Schwerarbeiter schenken ja solchen Kleinigkeiten keine Beachtung. Seine Muskeln schwellten sich, wie er mit dem Eifer eines Akkordarbeiters Scholle auf Scholle wendete. Da — sah er recht — blinkte etwas aus der braunen Erde. Peter bückte sich danach. Ein Frankenstück! Ein wirkliches, echtes Frankenstück. Er schob es in die Hosentasche und ließ sich dadurch nicht aufhalten. So ein Glücksfall war ja schließlich für Peter Bünzli nichts Ungewöhnliches.

Mit Wucht stieß er den Spaten in die Erde und überlegte, ob wohl in seinem Boden gar ein Schak vergraben sei, oder ob nur ein Bauarbeiter diesen Franken verloren hätte. Noch wußte er keine Antwort auf seine Frage, als er schon wieder etwas im Graben blinken sah. Wahrhaftig, nochmals ein Frankenstück! Das war Glück, handgreifliches Glück! Und Peter Bünzli stürzte sich förmlich auf seine Arbeit. Jeweilen nach wenigen Spatenstichen fand er ein weiteres Frankenstück.

Wenn er früher wohl mit mitleidigem Lächeln in Büchern von Schakgräbern las, die die unglaublichsten Strapazen um ihres Fundes willen erduldeten, so fühlte er sich heute mit die-

sen Romanhelden unbedingt solidarisch. Er merkte nicht wie die Stunden verstrichen, daß es Zeit zum Abendessen wurde. Ohne Raft und Pause schaffte er, nun schweißüberströmt, mit hochrotem Kopf und sammelte die Frankenstücke, die er unerklärlicherweise im Graben fand.

Frau Bünzli traute ihren Augen kaum, als sie in den Garten kam, ihrem Manne zum Essen zu rufen. Mehr als die Hälfte des großen Plazes war umgegraben, oder besser gesagt, umgewühlt. Und immer noch schaffte ihr Peter wie besessen. Sie rief ihn an, da hielt er inne, als sei er einem Banne entrisen. Er ließ den Spaten stecken und stürzte auf sie zu.

„Dolly, du bist der erste Zeuge meines unerhörten Glückes. Seit Stunden finde ich hier beim Graben immer wieder Frankenstücke. Denk nur, richtiges Geld! Hab ich jetzt mit meiner Prophezeiung, wegen des geheimen Glücks, das in der Gartensache sein müsse, recht gehabt, wie?“

„Zeig mir mal deinen Fund, Peter. Ich bin gerne der erste Zeuge deines Glückes.“

Mit dem Lächeln des Siegers griff Peter Bünzli tief in die Hofentasche.

„Aber was ist denn das, zum Donnerwetter“, fluchte er, „wo sind denn meine Frankenstücke? Ich habe sie doch alle in diese Tasche getan und jetzt ist kein einziges mehr drin.“

Er zog das Sackfutter heraus und Frau Bünzli brach in schallendes Gelächter aus.

„Peter, dein Sack hat ja ein Loch! Immer den gleichen Franken hast du gefunden, der durch dein Hofenbein in den Graben wanderte.“

Wie ein Blitz traf ihn diese Erkenntnis. Er knickte gänzlich zusammen. Seinen Körper fühlte er nur noch wie ein in allen Fugen schmerzendes Gestell. Und das wäre ja noch nicht das Schlimmste. Nein, seine Theorie, seine Geheimformel vom Glück hatte einen Schlag erhalten, daß er sie für die Zukunft einer Revision unterziehen mußte.

„1891“

Es ist Samstag, ein herrlicher Februartag — kurz vor Mittag. Sinnend, den neugefallenen Pulverschnee vor mich herschiebend, schlendere ich meinem Lieblingswald — dem Dählhölzli — entgegen. Gramen, Zukunftspläne und der gegenwärtige Krieg sind abwechselungsweise meine Gedanken. — Inzwischen hat mich der winterliche Wald aufgenommen. Von den Ästen löst sich da und dort der Schnee, der lautlos, in silberigen, von der Sonne beschienenen Flocken zu Boden gleitet. Eine solche Flocke, die sich auf meine Nase verirrt, vermag mich von meinen Zeitproblemen zu trennen. Ich blicke auf und gewahre erst recht all diese Naturschönheiten, die heute „meinen“ Wald umgeben, den ich schon über 25 Jahre kenne.

Vor mir liegt der Tummelplatz meiner frühesten Jugend. Rings um ihn stehen noch einige meiner stummen Kameraden. Es sind dies vereinzelt Tannen, Föhren, Eichen und Buchen, die mich immer wieder an die Erlebnisse meiner Bubenjahre zu erinnern vermögen. Hier neben mir stehen noch die beiden schlanken Tannen, die einstmal die Hängematte unserer dicken und gestrengen Lina zu tragen hatten. Hinter jener Eiche pflegte ich mich als kleiner Knirps zu verstecken und dort vorne steht die „böse Föhre“. Böse war sie deswegen, weil sie von der Lina zur „Strafede“ auserkoren wurde. Von dort aus durfte ich oftmals dem Zvieri zusehen. Und während einem Quartierkrieg zwischen den „Kirchenfäldlern“ und den „Mättelern“ wurde ich von Letzteren als Geißel an jene Föhre gefesselt. Von der alten Buchenfrau mit dem Kropf ist nur noch ein morscher Baumstrunk vorhanden. Die Arme hatte unter unseren Pfadmessern viel zu leiden gehabt. — So reißt sich Erinnerung an Erinnerung. Ihr Bäume, ihr seid mir alle Jugendkameraden und werdet ungeachtet eures Alters meine Zeitgenossen bleiben.

Mit diesen neuen Gedanken verfangen, sehe ich meinen Waldbummel fort. Eine Hasenspur führt mich durchs Jungholz wieder dem Waldbrand entgegen. Bei einer mittelgroßen Buche, die unmittelbar am Wege steht, verliere ich die Spur. Ich betrachte nun den schön gewachsenen Baum. „Nein, dich kenne ich nicht“, denke ich. „Du bist mir ein Unbekannter, wohl aber auch ein Zeitgenosse!“ Eben als ich mich anschicke weiterzugehen, vermag etwas an ihm meine Aufmerksamkeit zu erregen. Es sind dies aufgeschwollene, zumeist undeutliche Tätowierungen,

die den Stamm in Manneshöhe „verzieren“. Nicht die Buchstaben und Herzformen der einstigen Liebespaare sind es, die mich hier besonders interessieren könnten. Vielmehr ist es eine Jahreszahl, die mich nun beschäftigt. Ich lese: „1891“.

1891! Vor 50 Jahren hat also hier jemand diese Zahl in den Stamm der Buche eingeschnitten. Vor einem halben Jahrhundert! Meine Jugenderinnerungen scheinen mir bei dieser Feststellung zu verschwinden. Meine „Zeitgenossen“ werden mir zu Urgroßvätern! 1891: Ich sehe meinen Vater als Brandfug auf dem Fectboden beim üben der Quart, meine Mutter, wie sie als Zweitklässlerin in die alte Lorraineschule geht. Und so ziehen vor meinen Augen liebe Gestalten einher, die ich später in ihrem hohen Alter kannte, aber auch solche, die ich nur von vergilbten Photographien her kenne. Ich sehe meine Vaterstadt, die sich damals noch kaum über die Ufer der Aare ausbreitete. Unbebaut liegt vor mir das Kirchenfeld. In der Ferne die reichbesäumte Kirchenfeldbrücke, flankiert von den ebenso reich besagten Gebäulichkeiten Berns. Deutlich erkenne ich die beiden „Bundesratshäuser“, das alte Kasino, die Münze, rechts von der Brücke das alte Universitätsgebäude und den unvollendeten Münsterturm, dessen obere Hälfte im Gerüste steht. Kaum einige hundert Meter von meinem Standort entfernt breitet sich ein natürliches Amphitheater aus, dessen 10,000 Sitzplätze eine, von zwei mächtigen Ecktürmen und von einem burgartigen Mittelbau umrahmte Bühne, halbkreisförmig umgeben. 20,000 Zuschauer mögen es sein, die hier trotz drückender Hitze die farbenprächtigen Bilder aus der Bernergeschichte mit stürmischem Beifall verfolgen. Es ist Samstagmorgen, der 14. August 1891, Berns 700jähriger Gründungstag. — Ein Windstoß treibt mir Schnee ins Gesicht. Zwischen den Bäumen sehe ich 100 Meter vom Wald entfernt die ersten Häuser Berns! „Dort also konnte einst vor 50 Jahren das Festspiel der Gründungsfeier der Bundesstadt aufgeführt werden und du hast es dir von hier aus angesehen.“ Die Buche bleibt stumm. Die Klänge der Tanzmusik der Kunsteisbahn vermischen sich mit dem Schrei einer Hirschfuh des Vierpartes. — Wahrlich, „flüchtiger als Wind und Welle fliegt die Zeit!“

Schnellen Schrittes mache ich mich auf den Heimweg. Unbekannter Baum, ich werde wiederkommen! P. v. M.